Klaus Graf

DER MAINZER „LÜGEN-MÜLLER“: NIKOLAUS MÜLLER (1770–1851) ALS FÄLSCHER

SONDERDRUCK AUS:

MAINZER ZEITSCHRIFT

MITTELRHEINISCHES JAHRBUCH
FÜR ARCHÄOLOGIE, KUNST UND GESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN VOM ALTERTUMSVEREIN
IN VERBINDUNG MIT
DER DIREKTION LANDESMUSEUM
DEM STADTARCHIV
UND DER STADTBIBLIOTHEK MAINZ

118./119. BAND · 2023/2024

SELBSTVERLAG DES MAINZER ALTERTUMSVEREINS E.V.

Klaus Graf

DER MAINZER „LÜGEN-MÜLLER“: NIKOLAUS MÜLLER (1770–1851) ALS FÄLSCHER

„Prof. Niklas Müller, der frühe ein merkwürdiges Buch über indische Mythologie geschrieben,“ las man in der Münchener Politischen Zeitung vom 26. März 1845, „hielt neulich zu Mainz im Vereine zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer einen Vortrag über Heinrich von Ofterdingen, der Verfasser des Nibelungenliedes und von Mainz gebürtig sey. Er berief sich für seine Behauptungen auf Auszüge aus Handschriften aus dem 14. und 15. Jahrhundert, ‚welche vordem in der alten Mainzer Dombibliothek aufbewahrt gewesen, aber beim Dombrand 1793 entweder – verbrannt oder durch Verschleppung bis jetzt verschwunden sind.‘ Das Geschlecht der Ofterdingen sey mit den Familien von Gensfleisch und Frauenlob verwandt gewesen. Auch das Geschlecht der Nibelungen habe wahrscheinlich der Stadt Mainz angehört.“ Das Datum des Vortrags ist in der Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der Rheinischen Geschichte und Alterthümer in Mainz festgehalten. Zum 5. März 1845 heißt es: „Beweis, daß Heinrich von Ofterdingen, der gefeierte Verfasser epischer und erotischer Dichtungen, ein geborner Mainzer sei“.[1] In den Mainzer Unterhaltungsblättern erschien ein etwas ausführlicherer Bericht, dem man unter anderem entnimmt, dass Heinrich 1170 als Sohn des Mainzer Stadtbaumeisters und Gerichtsschöffen Erlewin von Ofterdingen geboren worden sei.[2]

Man muss kein Experte für das Nibelungenlied[3] sein, um zu vermuten, dass diese Erkenntnisse Müllers mit Recht der Vergessenheit heimgefallen sind. Lange schon ist die seriöse Forschung davon abgekommen, einen Autor des Nibelungenlieds namentlich dingfest zu machen. Aber in den 1830er Jahren hielten maßgebliche Gelehrte den aus den Dichtungen des Wartburgkriegs[4] bekannten Heinrich von Ofterdingen für den Mainzer Dichter des Nibelungenlieds. Er soll ein Angehöriger der mit den Gensfleisch (der Familie des Johannes Gutenberg) verwandten Mainzer vornehmen Familie von Afterding gewesen sein.[5] Schon Franz Joseph Bodmann (1754–1820), der bekannte Historiker und Fälscher[6], hatte Mainz für die Heimat des Nibelungenliedes angesehen „und Frauenlob für den Dichter, den er für ein und dieselbe Person mit Heinrich von Ofterdingen hielt, da Frauenlobs Haus in Mainz noch bis jetzt zum Afterding heiße“.[7]

Originell war nur Müllers Versuch, die lokalpatriotisch gewünschte Mainzer Herkunft Heinrichs von Ofterdingen aus verlorenen oder verschollenen Handschriften der Mainzer Dombibliothek zu beweisen. Die Berufung auf alte Handschriften war der zentrale Punkt von „Codexphantasien“ und „Codexmythen“.[8] Wären die Auszüge authentisch gewesen, dürfte man wohl von einer Sensation sprechen. Aber hier verhält es sich nicht anders als bei Müllers Behauptungen über die Herkunft des Dichters Frauenlob aus Mainz, die er ebenfalls mit 1793 verbrannten Dom-Manuskripten belegen wollte und die Müller einen Platz in der virtuellen Ausstellung des Stadtarchivs Mainz über Mittelalterfälschungen eingetragen haben.[9] Heinrich von Meißen sei

1 Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der Rheinischen Geschichte und Alterthümer in Mainz 1 (1845/1851), H. 2, S. 117.

2 Digitalisat des Artikels: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Mzer_Unterhaltungsbll_1845_67_Mueller_Ofterdingen.pdf. Alle Internetadressen wurden am 4. Juli 2024 überprüft. Für Unterstützung danke ich herzlich Wolfgang Dobras und dem Stadtarchiv Mainz.

3 Sammelband aus Mainzer Sicht: Nibelungen-Schnipsel. Neues vom alten Epos zwischen Mainz und Worms (Neues Jahrbuch für das Bistum Mainz 2004), hg. von Helmut Hinkel. Mainz 2004.

4 Jan Hallmann, Studien zum mittelhochdeutschen ‚Wartburgkrieg‘. Literaturgeschichtliche Stellung – Überlieferung – Rezeptionsgeschichte. Mit einer Edition der Wartburgkrieg-Texte. Berlin / Boston 2015.

5 Helmut Hinkel, Nibelungen in Mainz – Heldenepos aus der Badergasse? In: Es war eine berühmte Stadt … Mainzer mittelalterliche Erzählungen und ihre Deutung (Neues Jahrbuch für das Bistum Mainz 2016), hg. von Wolfgang Dobras. Mainz / Würzburg 2016, S. 225–246, hier S. 238–242.

6 Materialien zu den Fälschungen: Klaus Graf, Franz Joseph Bodmann als Fälscher. In: Archivalia vom 22. Juli 2012 (mit Nachträgen). Online: https://archivalia.hypotheses.org/9146.

7 August Zeune, Ueber Erdkundliches im Nibelungenliede. In: Neues Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für Deutsche Sprache und Alterthumskunde 1 (1836), S. 99–106, hier S. 101.

8 Klaus Graf, Codexmythen und Codexphantasien. In: Codex und Geltung (Wolfenbütteler Mittelalter-Studien 30), hg. von Felix Heinzer und Hans-Peter Schmit. Wiesbaden 2015, S. 15–28.

9 https://www.mainz.de/kultur-und-wissenschaft/bibliotheken-und-archive/stadtarchiv/mittelalterfaelschungen.php. Die dort abgebildete Seite aus dem Nachlass Müllers (Nr. 106) in besserer Auflösung: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Nikolas_M%C3%BCller_Frauenlob.jpg.

eigentlich „Heinrich zur Meise“ und 1270 in Mainz im Haus zum „Güldenwürfel“ als Sohn des Patriziers Diether zur Meise geboren worden. Die Rezeption dieser abstrusen Theorie erfolgte aber nicht über eine gedruckte Schrift Müllers, sondern durch ein poetisches Werk des jungen Bibliothekars Alfred Börckel (1851–1928) „Frauenlob: sein Leben und Dichten“. Es erschien 1880 und erlebte 1881 eine zweite Auflage, in der ein Prosa-Abschnitt „Die erste Meistersingerschule“ neu hinzukam.

Börckel stützte sich laut Vorwort auf die Auszüge Müllers aus den Handschriften der Dombibliothek, die er im damals in der Stadtbibliothek aufbewahrten Nachlass Müllers fand. Im Anhang listete er die Titel dieser Manuskripte auf. Man muss sie nur kurz überfliegen, um sie als Erfindungen zu entlarven. Ich gebe nur die ersten wieder:

Emicho von Zachelbach, Pars II 1338
Klas Ambach, Meistersinger der Meenzer Schule 1343
Emicho Ysenmenger, Collectanea 1385
Herbord zum Schotten, Der Liedermeister Ehrenpreis 1390
Peter Ageduch, Ruhmkronen berühmter Meenzer 1391
Anonymus, Des güldenen Meenz Glorisäul und Siegerthron 1391

Da das Rittergeschlecht von Ageduch eine Erfindung Bodmanns ist,[10] kann das Verzeichnis schon deshalb nicht authentisch sein. Ein Vergleich der Ausführungen Börckels mit dem Nachlass Müllers bleibt noch durchzuführen.[11] Müller hat vermutlich erst nach 1837 seine Herkunftstheorie entwickelt, denn in seinen Frauenlob-Gedichten 1837 weiß er davon noch nichts.[12] Er kündigte allerdings an, ein „lyrisch-dramatisch-romantisches Gemälde“ über den Sänger erscheinen zu lassen. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts gab es in Mainz geradezu einen Frauenlob-Kult.[13] Auch wenn die Geburt 1270 als Sohn Diethers zur Meise noch fehlt, gibt es bereits Andeutungen – etwa zur angeblichen Vergiftung Frauenlobs – in der langen Anmerkung Müllers über den Dichter, die auf die späteren Fabeleien verweisen. Im Alterswerk über die sieben Kurfürsten von Mainz 1846 heißt Frauenlob zwar wie bei Börckel „Heinrich zur Meise“, aber das Geburtsdatum ist ein anderes: der 22. Mai 1272.[14]

Müller bearbeitete die Gestalt Frauenlobs auch als Maler, denn am 30. November 1820 rühmte Cottas „Kunst-Blatt“ zwei in Arbeit befindliche Darstellungen Müllers: Frauenlob im Kreis von Frauen und Frauenlob von ihnen zu Grabe getragen. 1817 erschienen die „Altteutschen Volks- und Meisterlieder aus den Handschriften der Heidelberger Bibliothek“ von Joseph Görres mit einem Stahlstich des Frauenlob-Grabmals im Mainzer Dom als Frontispiz, der auf eine Darstellung Müllers zurückging.[15] (Abb. 1)

Müllers von Börckel popularisierte Frauenlob-Erfindungen wurden selbst von seriösen Darstellungen unkritisch übernommen. Der Sagenforscher Alexander Kaufmann wollte 1884 das meiste als „poetische Fictionen“ Müllers auffassen, glaubte aber, der brieflichen Äußerung eines bedeutenden, aber ungenannten Kenners der Mainzer Geschichte folgend, an die Möglichkeit der Abstammung Frauenlobs von der Familie zur Meise.[16] 1892 warnte Karl Zangemeister vor den angeblichen Entdeckungen Börckels. Müllers angebliche Quellen aus der

10 Josef Heinzelmann, Dictus de Ageduch. In: Mainzer Zeitschrift 102 (2007), S. 159–166 und die in der vorigen Anmerkung genannte virtuelle Ausstellung.

11 2012 erhielt ich vom Stadtarchiv Mainz Kopien aus den heutigen Nummern 106 und 128 (2) des Nachlasses, wobei 106 aus dem Nachlass Lehne stammt und meines Erachtens nicht mit dem früheren Faszikel VIII (offenbar verschollen) identisch ist, wie ein Vergleich mit der älteren Übersicht des Nachlasses zeigt. Beide Nummern enthalten keine zusammenhängende Darstellung, sondern vor allem kurze Notizen, die in kleiner Schrift geschrieben und teilweise korrigiert sind. Da die Auswertung nicht ohne einigen Aufwand erfolgen kann, überlasse ich sie gern der künftigen Forschung.

12 Nikolaus Müller, Liederbuch für die Veteranen der großen Napoleonsarmee von 1803 bis 1814. Mainz 1837, S. 214–216. Schon 1810 im ersten (einzigen) Band seiner Gedichte hat Müller das Thema Frauenlob in zwei Gedichten bearbeitet (S. 112, 378f.).

13 Grundlegend zur Rezeption in Mainz: Wolfgang Dobras, Meister Heinrich Frauenlob. Ein Dichterfürst und sein Nachruhm in Mainz. In: Verborgen – Verloren – Wiederentdeckt. Erinnerungsorte in Mainz von der Antike bis zum 20. Jahrhundert, hg. von Joachim Schneider und Matthias Schnettger. Darmstadt 2012, S. 45–66. Aus literaturwissenschaftlicher Sicht: Judith Lange / Robert Schöller, Von Frauen begraben. Zur Generierung des Frauenlob-Bildes in Mittelalter und Neuzeit. In: Rezeptionskulturen. Fünfhundert Jahre literarischer Mittelalterrezeption zwischen Kanon und Populärkultur (Trends in Medieval Philology 27), hg. von Mathias Herweg und Stefan Keppler-Tasaki. Berlin / Boston 2012, S. 210–225 und Handbuch Frauenlob, hg. von Claudia Lauer und Uta Störmer-Caysa. Heidelberg 2018, vor allem S. 220 u. 255f.

14 Nikolaus Müller, Die sieben letzten Kurfürsten von Mainz und ihre Zeit, charakteristische Gemäldegallerie von Ueberlieferungs- und Erinnerungsstücken zwischen 1679 und 1794. Mainz 1846, S. 24.

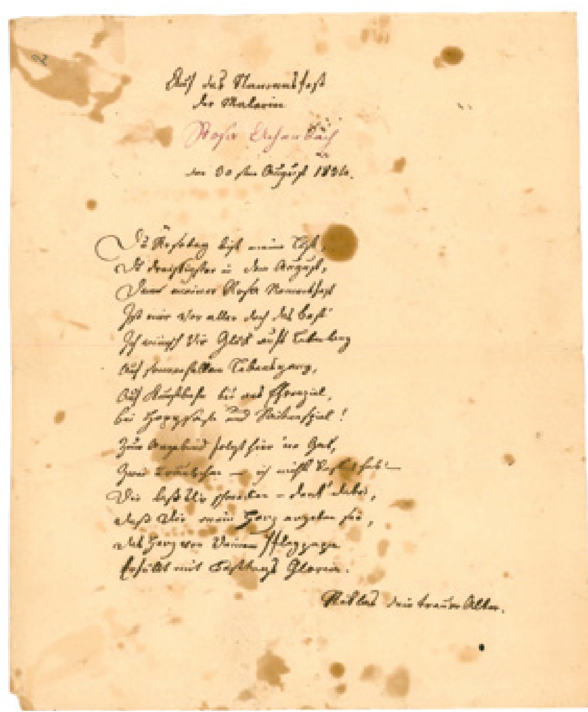
15 Joseph Görres, Briefe, Bd. 3: Von 1814 bis zum Exil, hg. von Monika Fink-Lang. Paderborn 2022, S. 149: „Ich will an den Mahler Müller nach Maynz schreiben, daß er mir eine Zeichnung des alten Steines mit dem Bildniß des Frauenlob im Dome mit einigen Verzierungen macht“ (an Friedrich Wilmans am 1.3.1817).

16 Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 41 (1884), S. 37.



Links
Abb. 1: Frauenlob-Grabmal im Mainzer Dom, Stahlstich 1817. Frontispiz aus Joseph Görres' „Volks- und Meisterlieder aus den Handschriften der Heidelberger Bibliothek“ (Bayerische Staatsbibliothek München, P.o.germ. 483 d; https://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb10108944-9).

Rechts
Abb. 2: Gedicht auf das Namensfest der Malerin Rosa Achenbach mit Unterschrift: „Niklas dein treuer Alter“, 1834 (Stadtarchiv Mainz, NL Müller, Nik. / 8).



Dombibliothek seien erdichtet.[17] 1913 schloss sich Ludwig Pfannmüller diesem Urteil an und teilte einige Details aus Müllers Nachlass mit. Da diese Papiere die Arbeiten des Mainzers Christian Braun und die Ausgabe Ludwig Ettmüllers 1843 voraussetzten, habe es „anscheinend recht lange gedauert, bis sich der frühreife excerptor vernichteter hs. auf seine schätze besann“.[18]

Nun aber ist es höchste Zeit, diesen Nikolaus Müller etwas näher vorzustellen. Unstrittig ist, dass Müller, der sich auf den Titelblättern seiner Schriften immer Niklas (Abb. 2) nannte, am 6. Mai 1770 in Mainz geboren und dort am 14. Juni 1851 gestorben ist.[19] Ab 1802 war er als Professor für das Zeichnen am Mainzer Lyceum, später am großherzoglichen Gymnasium tätig. Als Mitgründer des Mainzer Altertumsvereins 1841 ist er in verschiedenen Beiträgen in der Mainzer Zeitschrift 1994, die der Vereinsgeschichte gewidmet war, präsent. In diesem Band erschien auch das ausführliche Lebensbild von Werner Brilmayer.[20] (Abb. 3)

Müllers Studium an der Mainzer Universität bezeugen die gemeinsam mit Raimund Frölich verteidigten „Sätze aus der transzendenten Aesthetik“, gedruckt 1788.[21] Müller war, was man heute ein Multi-Talent nennen würde. Er schrieb Gedichte,

17 Karl Zangemeister, Die Wappen, Helmzierden und Standarten der Grossen Heidelberger Liederhandschrift (Manesse-Codex). Görlitz 1892, S. 23.

18 Ludwig Pfannmüller, Frauenlobs Begräbnis. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 38 (1913), S. 548–559, hier S. 559.

19 Neben den in den folgenden Anmerkungen genannten Arbeiten ist die Übersicht zu den über die GND gebündelten Angeboten heranzuziehen: https://prometheus.lmu.de/gnd/117608122. Digitalisate der Werke Müllers weist nach: https://de.wikisource.org/wiki/Nikolaus_M%C3%BCller_(K%C3%BCnstler).

20 Werner Brilmayer, Nikolaus Müller (1770–1851). Eine Gestalt des Mainzer Geisteslebens von der Aufklärung bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. In: Mainzer Zeitschrift 89 (1994), S. 157–166. Weitere Erwähnungen (in Auswahl): ebenda, S. 7, 9f., 33–35, 101.

21 http://dl.ub.uni-freiburg.de/diglit/dorsch1789.

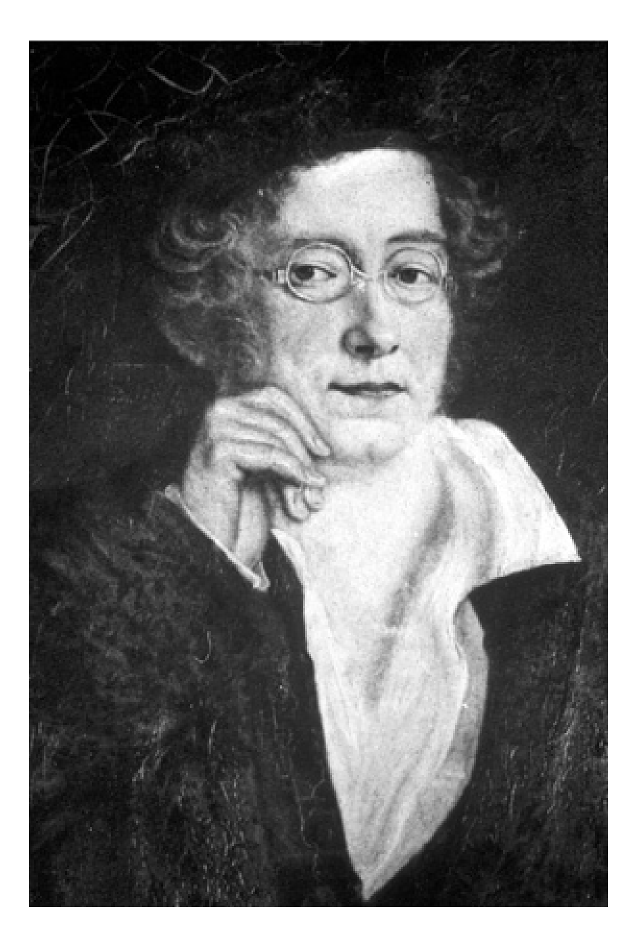


Abb. 3: Selbstporträt, undatiert. Nach einer Fotografie des verschollenen Originals (Stadtarchiv Mainz, BPSF / 12428 A).

war für das Theater begeistert und als Theatermaler tätig. Ab 1805 war er Konservator der Mainzer Gemäldegalerie. Müller beschäftigte sich nicht nur mit römischen Altertümern und verfasste ein Buch über den Mithras-Kult (1833), sondern interessierte sich auch lebhaft (und früher als die meisten anderen Gelehrten) für die altindische Kultur. Er habe trotz gravierender Fehleinschätzungen als Autodidakt die indische Kunst weit besser würdigen können als seine voreingenommenen Zeitgenossen, schreibt ein heutiger Indologe.[22] 1822 erschien von Müller in Mainz als erster (einziger) Band: „Glauben, Wissen und Kunst der alten Hindus in ursprünglicher Gestalt, und im Gewande der Symbolik“. Abschätzig bemerkte Paul Holzhausen 1899, ihm habe die „unendliche Vielgeschäftigkeit jede Möglichkeit, Dauerndes zu schaffen“, geraubt.[23]

Müller publizierte als Anhänger der Französischen Revolution und Mainzer Klubist. Er veröffentlichte gemeinsam mit seinem Freund Friedrich Lehne „Republikanische Gedichte“.[24] Für den Lebensweg in den bewegten Jahren ab 1793, als sich Müller nach eigenen Angaben in Paris und anschließend bis zu seiner Rückkehr nach Mainz 1798 in verschiedenen Orten im Rheinland aufhielt, und die in dieser Zeit entstandene schriftstellerische Produktion, darunter viel Ungedrucktes, muss sich die Forschung auf die autobiographischen Abrisse Müllers verlassen. Durch Heinrich Ludwigs Scribas Anfrage 1829 ausgelöst, arbeitete Müller 1830 drei handschriftlich im Nachlass überlieferte Fassungen aus, wobei die jüngste wörtlich mit der 1831 in Scribas Schriftstellerlexikon abgedruckten Version[25] übereinstimmt. Allerdings hat Scriba vor allem einige private Details weggelassen.[26]

Gerhard Steiner deutete in seinem in der DDR 1964 erschienenen Aufsatz zum Theater im Zeichen der französischen Revolution an, Müllers Lebensdarstellung sei teilweise nicht belegbar.[27] Man dürfe eine Überprüfung wohl von einer über ihn gegenwärtig erarbeiteten Dissertation erwarten. Eine solche Doktorarbeit ist leider nie erschienen.

22 Klaus Karttunen, Persons of Indian Studies. Online: https://whowaswho-indology.info/4314/muller-niklas/. Positive Würdigungen von Müllers Leistung werden Heinz Kucharski verdankt: Niklas Müller – erster Mittler indischer Kunst in Deutschland. In: Buddhist yearly 1966, S. 9–18; Nachwort. In: Nikolaus Müller, Glauben, Wissen und Kunst […]. Nachdruck Leipzig 1968, S. I–IX.

23 Paul Holzhausen, Literatur- und Stimmungsbilder aus den ersten Koalitionskriegen. In: Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 17. April 1899.

24 Das Digitalisat der Mainzer Ausgabe gibt als erschlossenes Erscheinungsjahr 1798 an: https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0128-6-6920.

25 Heinrich Eduard Scriba, Biographisch-literärisches Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts, Bd. 1: Die im Jahre 1830 lebende Schriftsteller des Großherzogthums enthaltend. Darmstadt 1831, S. 262–275.

26 Durch Vermittlung von Wolfgang Dobras durfte ich benutzen: Ullrich Hellmann, Drei eigenhändig von Nikolaus Müller (1770–1851) abgefasste Biographien. Versuch einer Transkription. Mainz 2023 (unveröffentlicht), wofür auch hier gedankt sei. Die Fassungen A und B liegen im Stadtarchiv Mainz, NL Müller, Nik. Nr. 2, während von der mit Scribas Abdruck übereinstimmenden Fassung C nur eine Xerokopie (ebenda, Nr. 202) vorliegt.

27 Gerhard Steiner, Das Theater im Zeichen der Französischen Revolution. In: Studien zur neueren deutschen Literatur (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache und Literatur 29), hg. von Hans Werner Seiffert. Berlin 1964, S. 95–163, hier S. 138f.

Bevor nicht die archivalischen Zeugnisse über Müller im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts zusammengestellt sind und man Müllers Nachlass gründlich ausgewertet hat, sollte man allen Angaben, für die Müller der einzige Zeuge ist, mit großer Vorsicht begegnen. Brilmayer und die ihm folgenden biographischen Lexikon-Artikel[28] deuten die quellenkritische Problematik leider nicht an. Dabei hatte schon Paul Holzhausen eine Warnung ausgesprochen, als er 1899 in Anbetracht der Unzuverlässigkeit Müllers dessen Behauptung bezweifelte, er habe 1809 eine – von der Zensur gestrichene – Straf-Ode auf die Scheidung Napoleons verfasst.[29] Damit es nicht bei der allgemeinen Warnung bleibt, will ich nach einer kurzen Bemerkung zu Müllers angeblichen Revolutions-Schauspielen mit den Sagengedichten einen aufschlussreichen Teilbereich von Müllers literarischer Produktion in den Blick nehmen.

Müller behauptet, er habe 1793 für eine von ihm gegründete republikanische Liebhabertheatergesellschaft nicht weniger als acht Stücke geschrieben.[30] Obwohl die Neue Deutsche Biographie angibt, zwei davon seien nachweisbar, gibt es derzeit keinen sicheren Nachweis, dass Müller auch nur ein einziges verfasst hat. Der Hinweis auf den Abdruck von „Der Freiheitsbaum“ durch Gerhard Steiner 1973 geht in die Irre, da Steiner sich 1989 korrigieren musste. Er hatte ein Lustspiel Heinrich Zschokkes irrtümlich als Werk Müllers publiziert.[31] Das zweite Stück, „Der Aristokrat in der Klemme“ (Mainz 1792), wurde nach zeitgenössischen Zeugnissen von Matthias Metternich verfasst.[32] Zum Stück über die Verschwörung der Pazzi, das Müller verfasst haben will, sagt Gerhard Steiner 1989, es sei anzunehmen, dass es sich nicht um ein Werk Müllers handle, sondern um das „vielleicht von Müller umgearbeitete“ Trauerspiel von Gustav Edinhard (Pseudonym für Anton Wilhelm Christian Fink) aus dem Jahr 1791. 1964 hatte er noch weniger vorsichtig formuliert.[33]

Brilmayer schreibt über Nikolaus Müllers Zeit im Rheinland um 1797: „Er findet Zugang zur Rheinromantik und sammelt mit großem Eifer Sagen und Erzählungen, die er später in Unterhaltungsblättern veröffentlicht“.[34] Es geht um die sogenannten „Volkssagen“ und die „Sagen der Vorzeit“. Letztere führten ihren Namen von den Mittelalter-Erzählungen, die Leonhard Wächter unter dem Pseudonym „Veit Weber“ ab 1787 in mehreren Bänden erscheinen ließ.[35] Die angeblich dem Volksmund abgelauschten Sagen standen den von den populären Lesestoffen aus der Ritterzeit[36] inspirierten Vorzeitsagen viel näher, als die spätere volkskundliche Sagenforschung wahrhaben wollte.[37] Auch die Zeitgenossen haben häufig keinen Unterschied gemacht. Als erste wirkliche Sagensammlung gelten die im Jahr 1800 erschienenen „Volcks-Sagen“ des Halberstädter Theologen Johann Karl Christoph Nachtigal. Im Lebensabriss bei Scriba 1831 heißt es zu 1795: „Ein nächtlicher Aufenthalt auf dem halbverfallenem Schlosse Ottweiler und eine von dem abergläubischen Bürgermeister bestätigte Volkssage, legten den Grund zu dem Roman: Das Gespenst und das Zauberbildniß im

28 Gertrud Maria Rösch, Müller, Nikolaus. In: Neue Deutsche Biographie 18 (1997), S. 460f.; Nina Struckmeyer, Müller, Nikolaus. In: Pariser Lehrjahre. Ein Lexikon zur Ausbildung deutscher Maler in der französischen Hauptstadt, hg. von France Nerlich u. Bénédicte Savoy. Bd. 1: 1793–1843. Berlin / Boston 2013, S. 211–213. An der Überprüfung von Müllers biographischen Angaben ebenfalls nicht interessiert war die etwas längere kunstgeschichtliche Darstellung von Marlene Landschulz, Mainzer Maler aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Meister und ihre Werke. Diss. Mainz 1977, S. 111–118.

29 Holzhausen, Literatur- und Stimmungsbilder (wie Anm. 23). Text des Gedichts im Liederbuch (wie Anm.12), S. 261–264. Die Streichung von der Zensur erwähnt bei Scriba, Lexikon (wie Anm. 25), S. 272.

30 Scriba, Lexikon (wie Anm. 25), S. 265f.

31 Werner Ort, Heinrich Zschokke 1771–1848. Eine Biografie. Baden 2013, S. 141. Die Korrektur bei Gerhard Steiner, Das Theater der deutschen Jakobiner. Dramatik und Bühne im Zeichen der Französischen Revolution. Berlin 1989, S. 145, ohne ausdrücklich auf den früheren Irrtum Bezug zu nehmen.

32 So auch die Metadaten des Digitalisats: http://dl.ub.uni-freiburg.de/diglit/metternich1792 (mit handschriftlichem Eintrag des Verfassers Metternich auf dem Titelblatt). Eine schlüssige Beweisführung zugunsten Müllers blieb Steiner (wie Anm. 27 und 31) schuldig. Nicht nur Johann Georg Meusel, Fünften Nachtrags erste Abteilung zu der vierten Ausgabe des Gelehrten Teutschlandes. Lemgo 1795, S. 958 weist das Stück Metternich zu. Es ist auch in einer Liste in Preußen verbotener Schriften von 1793 mit seinem Namen zu finden, abgedruckt in: Magazin zur nähern Kenntniß des physischen und politischen Zustandes von Europa 3.4 (1794), S. 294. Digitalisat: https://books.google.de/books?id=bEdBAAAAcAAJ&pg=RA1-PA294. Ebenso im Theater Kalender, Mannheim 1796, Teil 2, S. 188. Digitalisat: https://books.google.de/books?id=mlY7AAAAcAAJ&pg=RA4-PA188.

33 Steiner, Jakobiner (wie Anm. 31), S. 438 Anm. 85; Steiner, Revolution (wie Anm. 27), S. 148 Anm. 116.

34 Brilmayer, Müller (wie Anm. 20), S. 159.

35 Walther Pantenius, Das Mittelalter in Leonhard Wächters (Veit Webers) Romanen. Ein Beitrag zur Kenntnis der beginnenden Wiederbelebung des deutschen Mittelalters in der Literatur des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1904. An neuerer Literatur wichtig ist die Studie von Manfred Grätz, Das Märchen in der deutschen Aufklärung. Vom Feenmärchen zum Volksmärchen. Stuttgart 1988.

36 Klaus Graf, Ritter. In: Enzyklopädie des Märchens 11 (2004), Sp. 707–723.

37 Überblick zur Entdeckung der Volkssagen um 1800: Helge Gerndt, Sagen – Fakt, Fiktion oder Fake. Eine kurze Reise durch zweifelhafte Geschichten vom Mittelalter bis heute. Münster 2020, S. 33–46.

Schlosse Ottweiler. (Mainz 1825)“.[38] Auf ein Volkssagenmotiv verweist der Titel einer angeblich später in Trier gedruckten Schrift „Der Teufel, Baumeister der Kirche“. Zu 1796 ist in der dritten Fassung seiner Autobiographie von 1830 zu lesen: „Eine Wanderfahrt auf den in Volkssagen von Gespenstern umspukten Remigiusberg (vulgo Rammelsberg), die zerfallene Begräbnisstätte der alten Grafen von Zweibrücken, gab ihm den Stof zu einer Romanze: Der Wandergeist der Rammelsberger Fürstengruft und zu einem andern: Die Grufträuber und der Ahnengeist“.[39] In Bingen sollen Anfang 1798 acht „Vorzeitssagen“ entstanden sein, die später in Mainz im Druck erschienen:[40]

Der Rheingrafenstein
Veit Klopp, der Binger
Die Burg Stromberg
Der Mäusethurm
Das Rupertskloster
Der Bilhildisbrunnen
Die Teufelsleiter
Die Rochuskapelle

Der Mäuseturm bei Bingen und die Teufelsleiter bei Lorch waren beliebte Rheinsagenstoffe. Die Rochuskapelle wurde durch Goethes Beschreibung des Rochus-Festes in Bingen (Erstdruck 1817) populär. Im zweiten Band der von Müller 1823/24 mitherausgegebenen Zeitschrift „Der Spiegel“ wurden in der ersten Jahreshälfte 1824 laut Inhaltsverzeichnis abgedruckt: Das wunderbare Bildniß, und das Gespenst auf dem Schlosse Ottweiler (in Prosa); Jette, die Nixe vom Wolfsbrunnen, eine Sage der rheinischen Vorzeit (in Wirklichkeit steht ein Loreley-Gedicht an der angegebenen Stelle); Veit Klopp der Binger; Der Mäusethurm; Kaiser Adolph und Thekla Humbrecht. Vier rheinische Vorzeit-Sagen (diese als „metrisirte Vorzeitsagen“).[41] Manuskripte, auch zu weiteren Sagengedichten, können im Nachlassverzeichnis des Stadtarchivs Mainz identifiziert werden.[42] Wenn Müller das Mäuseturm-Gedicht bereits 1798 geschrieben hat, wieso trägt dann der Abdruck im „Spiegel“ 1824 die Datierung 1818? Zu beachten ist, dass im ersten (einzigen) Band der Gedichte Müllers 1810 nach Ausweis des Inhaltsverzeichnisses keine einzige rheinische Sage bearbeitet wurde. Man könnte allerdings daran denken, dass diese Textgattung dem nie erschienenen zweiten Band vorbehalten sein sollte. Schon 1804 will Müller „Minnelieder und 12 Vorzeitsagen […], welche einzeln in öffentlichen Journalen und Flugblättern erschienen sind,“ veröffentlicht haben.[43] Sollten sie nicht anonym erschienen sein, könnte man das im Prinzip – mit hohem Aufwand – nachprüfen. Aber auch diese Angabe ist verdächtig.

Am Ende der 1824 im „Spiegel“ gedruckten „Lurleya“ liest man: „Ohne hiemit Herrn Brentanos Ballade beschädigen zu wollen, habe ich der Gegenwärtigen hier ihre Stelle nicht versagt, weil ich sie selbst an Ort und Stelle aus Volkssage aufgenommen habe“. Die Verbindung des Loreley-Stoffs und der Geschichte von den Sieben Jungfrauen von Oberwesel[44] ist sonst nicht bezeugt. Es wäre nicht das erste Mal, dass damals ein Autor das Erzeugnis seiner Feder als Volkspoesie ausgegeben hat, „Fakelore“ sozusagen.[45]

Aus meiner Sicht haben zwei Autoren, wenn man so will, die Rheinsage im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts „erfunden“: der Historiker Niklas Vogt und der zum Kreis der Heidelberger Romantiker gehörende Ästhetikprofessor Aloys Schreiber. In ihrem Buch „Mahlerische Ansichten des Rheins von Mainz bis Düsseldorf“ (1806) erwähnten sie eine Reihe älterer Überlieferungen, erzählten aber drei

38 Scriba, Lexikon (wie Anm. 25), S. 269. Ein Exemplar des Drucks von 1825 ist im Karlsruher Virtuellen Katalog nicht nachgewiesen. Unten wird aber ein Abdruck im „Spiegel“ 1824 erwähnt. In der Fassung B bei Hellmann, Biographien (wie Anm. 26) heißt es etwas ausführlicher: „Noch machte er einen Abstecher nach Ottweiler, wo er Bekanntschaft mit der sehr achtbaren Familie Rebenack machte, und sich von seiner Liebe zu L. S--r durch eine Diversion zu kurieren suchte. – Hier zog er ins alte verlaßne Schloß, um der algemeinen sowohl vom Staatseinnehmer als vom Bürgermeister als wahr beschworene Geschichte und Legende von einem Wandergeiste des Schlosses ein Ende zu machen. Dieses veranlasste ihn zu dem Romanchen: Das Gespenst, und das Zauberbildniß im Schloß Ottweiler, welches später in Mainz in Druck erschien“.

39 Fassung C in Hellmann, Biographien (wie Anm. 26). Scriba, Lexikon (wie Anm. 25), S. 269 nennt in der Fußnote nur die Titel der Romanzen.

40 Scriba, Lexikon (wie Anm. 25), S. 270. Bei Hellmann, Biographien (wie Anm. 26) erstmals in Fassung C (hiernach die Titel).

41 Der Staatsbibliothek Bamberg bin ich sehr dankbar, dass sie mir rasch Digitalisate des Inhaltsverzeichnisses, von Lurleya (Nr. 57, 58), Mäuseturm (Nr. 63, 65; Nr. 64 fehlt dort) und Veit Klopp (Nr. 59–62) zur Verfügung gestellt hat. Leider erst nachträglich wurde mir das Digitalisat https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0128-3-523 bekannt. Zu Veit Klopp sei angemerkt, dass diese Person auch bei Alfred Börckel, Frauenlob: sein Leben und Dichten. Mainz 1880, S. 96 erwähnt wird.

42 NL Müller, Nik. Nr. 69 (Mäuseturm), 130 (Humbrecht). Weitere Sagen: Nr. 36, 37, 38, 39, 99, 100, 194.

43 Nur in Fassung A in Hellmann, Biographien (wie Anm.26).

44 Klaus Graf, Kritisches zur Rheinsage am Beispiel der Sieben-Jungfrauen-Sage von Oberwesel. In: Archivalia vom 10. Dezember 2022 (mit Nachträgen). Online: https://archivalia.hypotheses.org/152266. Hier auch Belege zu der im Folgenden angesprochenen Geschichte der Produktion von Rheinsagen.

45 Richard M. Dorson, Fakelore. In: Enzyklopädie des Märchens 4 (1984), Sp. 800–802.

Sagen ausführlich. Wenn Müller in den aufgeregten Jahren nach der Französischen Revolution im Rheinland bereits 1798 Sagen aufgeschrieben haben will, so erscheint das verdächtig. Einen klaren Hinweis, dass Müller seine Bemühungen um die Sage rückdatiert hat, liefert der angeblich in Sobernheim entstandene Text „Nothburga und ihr Hirsch, Legende“. Es ist kaum anzunehmen, dass vor der Mitteilung der Legende der vor allem in Hochhausen bei Mosbach verehrten Heiligen[46] aus einer Handschrift in Aloys Schreibers Badischer Wochenschrift vom 17. April 1807 Müller eine Sagenversion zugänglich war.

Müller hat sich in der Tat schon früh, nämlich vor dem Erscheinen der Deutschen Sagen der Brüder Grimm (1816/18), für Sagen interessiert, wie sein 1812 veröffentlichtes Gedicht „Die Zauberpfeife am Koschersee. Eine Sage der rheinischen Vorzeit“ beweist.[47] Müller wollte aber weismachen, er habe schon vor 1800 Sagen gesammelt. Das lässt sich derzeit nicht belegen.

Damit ist es ausgesprochen wahrscheinlich, dass Müller in die Schriftenverzeichnisse seiner autobiographischen Aufzeichnungen von 1830 Publikationen aufgenommen hat, die es nie gegeben hat. Es würde mich nicht wundern, wenn er auch Teile seiner damals veröffentlichten Biographie „frisiert“ hat. Inwieweit Müller auch in seine altertumskundlichen Publikationen Erfundenes eingeschmuggelt hat, wird man noch prüfen müssen. Eine Fiktion ist jedenfalls, so Franz Stephan Pelgen, eine Ansicht aus der Zeit um 1400, die Müller einem gedruckten Vortrag beifügte, den er 1839 im Nassauischen Altertumsverein über den Mainzer Drususstein hielt.[48]

Als Zwischenbilanz darf man festhalten: Den wenig schmückenden Beinamen „Lügen-Müller“, den man ihm in Mainz beilegte,[49] trug der Zeichenprofessor nicht zu Unrecht.

Müllers Hauptwerk als Fälscher veröffentlichte der 76-Jährige im Jahr 1846: „Die sieben letzten Kurfürsten von Mainz und ihre Zeit“.[50] Vor allem diese Darstellung hat seinen schlechten Ruf begründet. Ein Anonymus wetterte in den Historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland 1851: Die Schrift sei „sowohl dem Inhalt als der Form nach ein elendes Machwerk; zusammengestoppelter alter Mainzer Stadtklatsch, ohne Kritik und Verstand; schlechte Paraphrasen von dem, was Andere besser vor ihm gesagt; geschmierte Theater-Decorations-Malerei ohne Geist und Geschmack, für die blödsinnigen Augen des aufgeklärten Pöbels berechnet“.[51] Karl Klein, Müllers Kollege am Gymnasium und Verfasser eines Nachrufs auf Müller,[52] konnte es 1863 in seiner Monographie über Georg Forster nicht lassen, ebenfalls von einem berüchtigten Buch und elenden Machwerk zu sprechen, dem er nur dann Glauben schenke, wenn die Sache anderwärts verbürgt sei.[53]

Von den über 430 Seiten des Buchs beziehen sich nur gut die Hälfte auf den im Titel angekündigten Zeitraum 1679 bis 1794. Müller greift zurück in die Zeit des Kurfürsten Albrecht von Brandenburg 1514 bis 1545, wobei er angeblich ein „altes Manuskript“ eines Henrich, Edler von Gemmingen, zugrunde legt. Überflüssig zu betonen, dass diese und auch die weiteren exklusiven Quellen Müllers nirgends nachzuweisen sind! Erstaunt liest man (S. 7), der Erzbischof habe es mit den „Lichtfreunden“ Luther, Melanchthon und Hutten als seinen Lieblingen gehalten, während der Benediktiner (richtig: Dominikaner) Tezel ihm zuwider gewesen sei. Im Grunde genommen kann man hier bereits das Buch wieder zuklappen. Über die Konkubinen des Kirchenfürsten erfährt man beispielsweise: „Seine Lieblinge unter den Frauen waren Käthe Stolzenfels eines Waffenschmieds und Ernestine Mahandel eines Bäckers Tochter“ (S. 9). Obwohl beide Personen in keiner Quelle bezeugt sind, distanzieren sich 2006 und 2007 erschienene Aufsätze einer angesehenen Kunsthistorikerin über die Konkubinen Albrechts keineswegs von dem offenkundigen Unsinn.[54]

46 Klaus Graf, St. Notburga, die Kraichgauheilige. In: Archivalia vom 16. April 2012 (mit Nachträgen). Online: https://archivalia.hypotheses.org/9518.

47 Rheinisches Archiv für Geschichte und Litteratur 7.2 (1812), S. 97–107. Im Manuskript (NL Müller, Nik. / 100) ist der Ortsname in „Röschersee“ geändert.

48 Franz Stephan Pelgen, Mainz. Vom „elenden Steinklumpen“ zum Denkmal. Aus der Geschichte der Mainzer Römerruinen (Archäologische Betrachtungen 3). Mainz 2003, S. 16. Dies bezieht sich auf die Tafel in den Annalen des Vereins 3 (1839/44); Digitalisat: https://doi.org/10.11588/diglit.61353#0169.

49 Den ältesten Beleg fand ich in dem Artikel von 1899, Holzhausen, Literatur- und Stimmungsbilder (wie Anm. 23).

50 Müller, Kurfürsten (wie Anm.14).

51 Jahrgang 27 (1851), S. 213f.

52 Diesen zitiert Brilmayer, Müller (wie Anm. 20), S. 166 nach Rheinische Blätter 1851 Nr. 94. Der Zeitschriftentitel ist nicht eindeutig. Die Rheinischen Blätter für Erziehung und Unterricht können nicht gemeint sein. Die in Mainz erschienenen Rheinischen Blätter für Unterhaltung und gemeinnütziges Wirken enthalten nach Mitteilung des Stadtarchivs Mainz in 1851 Nr. 94 den Nachruf nicht.

53 Karl Klein, Georg Forster in Mainz 1788 bis 1793. Gotha 1863, S. 126 Anm. 1.

54 Kerstin Merkel, Albrecht und Ursula. Wanderung durch Literatur und Legendenbildung. In: „… wir wollen der Liebe Raum geben“. Konkubinate geistlicher und weltlicher Fürsten um 1500, hg. von Andreas Tacke. Göttingen 2006, S. 157–186, hier S. 181f.; Dieselbe, Die Konkubinen des Kardinals – Legenden und Fakten. In: Cranach im Exil. Aschaffenburg um 1540, hg. von Gerhard Ermischer. Regensburg 2007, S. 77–98, hier S. 92–94.

Es folgen S. 15f. deutsche Verse gegen Albrecht, von denen Müller angibt, sie würden einem Halberstädter Mönch zugeschrieben. Es genügen wohl vier Zeilen, um zu zeigen, dass die Diktion des 19. und nicht des 16. Jahrhunderts vorliegt:

„Der Uebermuth ist Höllenfutter
Vom Frevelessig durchgebeizt,
Gesotten in der Hexenbutter
Vom Bloksbergkönig ausgeschneizt."

Dann will Müller aus der Sammlung alter Schriften des Johann Peter Nepomuk von Faber eine alte Schrift des Vitus Rusenpusch, Altarist an der Pfarrei St. Quintin (in Mainz), erhalten haben. Was folgt, ist aber ebenfalls Text aus dem 19. Jahrhundert. Von den Mainzer Meistersängern sagt Müller (S. 24), ihre Schulen seien von dem oben bereits besprochenen Heinrich zur Meise gestiftet worden. „In Mainz dem Centralpunkte der Genossenschaften" habe sich der Kurfürst angesichts der reformatorischen Bestrebungen der Meistersänger gezwungen gesehen, eine strenge Zensur anzuordnen (S. 25).

Programmatisch kündigt Müller (S. 28) an, nichts längst Veröffentlichtes geben zu wollen. Den geheimsten Falten von Albrechts wahrem Sein werde man nahe gebracht, „wenn man sich den stillen Quellen zuwendet, von welcher der Historiker keinen Gebrauch kennt und will". Und weiter: „Darum, kritischer Geschichtsforscher, die Augen zugedrückt und nur nicht zu nahe! Die Geheimkabinette der Memoirengeburten, die Boudoirklausen mit den Remplaçanten für Geist und Leib, die Dresch- und Hechelzungen der amphibialischen Kammerbedienung, die Plauderstuben der Hof-Haarfälscher, der Hof-Pflasterschmierer und Pillenkneter, das Klatschforum und der Haderlumpenbazar des profanen Plebs stellen uns Bilder hin, welche der Geschichtsforschung fremd sind wie den idealen Psychologen, die aber leicht verstanden werden, die nicht wie Schneiderwerk keinen Antheil an der Natur haben und gleich unschuldigen Kindern und guten Narren die Wahrheit sprechen" (S. 29).

Den kritischen Geschichtsforscher aufzufordern, die Augen zuzudrücken, dazu hatte Müller allen Grund. Hätte er aber seine Ausführungen etwa durch die Bezeichnung „Roman" oder „Erzählungen" als fiktionale Belletristik kenntlich gemacht, könnte man gegen die erfundenen Texte nichts einwenden. Die ominösen alten Handschriften wären Teil des literarischen Spiels mit dem Zweck, für die Beglaubigung des Dargestellten zu sorgen. So hatte 1829 der Königsberger Professor Ernst August Hagen (1797–1880) mit seinem Novellenband „Norica, das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit. Nach einer Handschrift des sechzehnten Jahrhunderts" beachtlichen Erfolg. Viele Leser nahmen seine Novellen, obwohl sie als solche gekennzeichnet waren, für bare historische Münze. Hagen sah sich in der Zweitauflage gezwungen, ausdrücklich richtigzustellen, dass es die alte Handschrift nie gegeben habe.[55]

An die eher nach dem Prinzip von Kraut und Rüben organisierte Darstellung über Albrecht von Brandenburg schließt Müller (offenkundig erfundene) 31 Anekdoten an, angeblich aus den „Memoiren-Fragmenten genannter Sammler" (S. 37–72). Diese stammen nur teilweise aus der Zeit Albrechts, sonst würden nicht Kapuziner oder Jesuiten auftreten. Es ist sogar von einem Mainzer Kommerzienrat die Rede (S. 63). Auf S. 73 beginnen „Alte Gedichte, Ruhm- und Spottlieder und Episteln zwischen 1515 und 1546. Aus den Sammlungen des kurf. Hofraths Joh. Nep. von Faber, des kurf. Geheimeraths J. R. Will und des Thomas von Geisel, mitgetheilt vom Vikarius Stramm". Bei den 20 Texten handelt es sich mit Ausnahme der lateinischen Verse Nr. 1 von 1558, angeblich von einem Nürnberger Henricus Carnarius, und des Prosabriefs des Johannes Fischart Nr. 20 um deutsche Gedichte. Neben dem Fischart-Brief sind zwei Übersetzungen lateinischer Verse von Ulrich Hutten als Nr. 18 und 19 aufgenommen. Nr. 12 ist ein „Meistersänger-Feiersang" des Hans Sachs für den „Menzer Merker, Ritter von Schnakenberg" 1525. Alle anderen Autoren lassen sich nicht als historische Persönlichkeiten identifizieren. Auch wenn man die Texte nur flüchtig liest, ist sofort klar, dass sie – wie bereits das oben angeführte Beispiel – Werke Müllers sind.

Viel Mühe hat sich Müller beim Fälschen nicht gegeben. Nr. 5 ist ein „Kirchenlied des Pater Seraphinus Wohlstadt, Kapuziner in Walldürn". Die Kapuziner ließen sich erst ab 1631 in Walldürn nieder. Nr. 4, „Flicker, flacker Pfefferkorn", soll ein Ermunterungsgedicht des Abts von Schönau Honoratus Barth an den papistischen Polemiker Pater Pfefferkorn gegen Luther sein.[56] Johannes Pfefferkorn,

55 Klaus Graf, August Hagens Novellen Norica (1829). In: Archivalia vom 4. März 2014 (mit Nachträgen). Online: https://archivalia.hypotheses.org/4958.

56 Ludwig Geiger, Johann Reuchlin. Sein Leben und seine Werke. Leipzig 1871, S. 210 Anm. 1 druckte als „Curiosum" aus dem „ganz zusammenhangslosen Buche" Müllers Anfang und Ende dieses Gedichts. Die Nr. 14, angeblich von dem Wormser Gelehrten Heribert Klaprother, wird als authentische Quelle wiedergegeben von Ferdinand Dieffenbach, Das Großherzogthum Hessen in Vergangenheit und Gegenwart. 2. Aufl. Darmstadt 1883, S. 431.

schon 1521 gestorben und bekannt als Gegner von Johannes Reuchlin, war kein Pater. Selbstverständlich gab es weder im Zisterzienserkloster Schönau bei Heidelberg noch im Benediktinerkloster bei Strüth um 1520 einen Abt dieses Namens.

Am 22. Mai 1847 meldete sich in den Blättern für literarische Unterhaltung der Meininger Gymnasialprofessor Wilhelm Arthur Passow zu Wort und wies nach, dass der Fischart-Brief Nr. 20 von 1542 nicht authentisch sein kann, da ihm die Verwechslung Fischarts mit dem Frankfurter Juristen Fichard zugrunde liegt und die im Brief erwähnten Fischart-Werke deutlich später entstanden sind.

Im Anschluss an den Fischart-Brief folgt bei Müller (S. 98) so etwas wie ein Nachwort, das mit einem Verzeichnis der weiteren Verfasser endet, über deren Texte als Erbstücke aus dem albertinischen Zeitalter Müller verfügt haben will. Die Autoren sollen teils für die Reformation, teils gegen sie gefochten haben. Nach einigen (erfundenen) Namen aus dem gesamten deutschen Sprachraum steht S. 100 eine Liste der „Meistersänger aus Mainz“. Sie lautet:

Henne Spitzbalke, Schreiber
Folzo Bechtelmünze, Rechenmeister
Eberhart Eselweck, Schultheiß
Hennekin zum Lateran, Kanonikus zu U. L. Frauen
Berthold Eselweck, Dichter
Klas Dulin
Wasmud Schwan
Christian zum Wolf
Henn zum Kirscheneck, Schöffe
Humelo Reyse, Stadtrichter
Wignant Spindler
Klas Hedio zum Thurm
Wernher von Wyrich, Physikus
Gozo Gostenhofer, Sänger
Wilderich II. zum Speden, Vogt
Volgmar zum Gulfer

Nachweisbar ist im 16. Jahrhundert kein einziger aus dieser Liste. Es dominieren die Namen vornehmer Mainzer Geschlechter, auch wenn diese im 16. Jahrhundert schon ausgestorben waren. Die Bechtelmünze, Eselweck, Dulin, Reyse, Wyrich und Gostenhofer konnte Müller in der Patrizierliste von Franz Joseph Bodmann[57] oder in der umfangreicheren Zusammenstellung von Friedrich Lehne[58] finden. Mittelalterliche Mainzer Hausnamen waren: zum Lateran, zum Wolf, zum Kirscheneck, zum Turm und zum Gulfer. Ein deutliches Fälschungsindiz sind die für das 16. Jahrhundert anachronistischen Vornamen. Damals hätte man niemand Folzo,



Abb. 4: Ludwig Lindenschmit d.Ä., Karikatur auf Nikolaus Müller, ca. 1820/51 (Landesmuseum Mainz, GS 0_1057; Foto: © Ursula Rudischer).

Humelo (ein Mainzer Gastgeber des Erzbischofs aus dem Jahr 1343 namens Humelo war bei Johann Peter Schunk 1797 dokumentiert)[59] oder Gozo getauft. Ein Wilderich zum Speden wird 1366 Mai 12 urkundlich erwähnt.[60] An anderer Stelle schreibt Müller, über den Erzbischof Albrecht von Brandenburg habe man „sehr interessante Notizen und noch nie gemachte Eröffnungen von dem Mainzer Literator Anzo Eselweck, von 1546“ (S. 20). Der Vorname Anzo begegnet in den Urkundenregesten der Archivdatenbank des Mainzer Stadtarchivs aber nur im 14. Jahrhundert. Der Name Eselweck ist dort nach 1460 nicht mehr belegt. (Abb. 4)

Diese Erfindung Müllers ist insofern wichtig, als ihre Übernahme durch F. W. E. Roth ermöglicht, diesem eine weitere, für die Germanistik ausgesprochen bedeutsame Fälschung nachzuweisen und damit die Ansicht zu widerlegen, in Mainz habe es eine Meistersingergesellschaft gegeben. Als ich im

57 Rheinisches Archiv für Geschichte und Litteratur 5 (1811), H. 5, S. 49–51.

58 Friedrich Lehne, Gesammelte Schriften, 4,1. Mainz 1837, S. 147–200.

59 Johann Peter Schunk, Codex diplomaticus […]. Mainz 1797, S. 256.

60 Archivdatenbank des Stadtarchivs Mainz.

Frühjahr 2012 ein Google-Dokument zu Nikolaus Müller und den Mainzer Meistersingern anlegte, aus dem bald eines zu dem nassauischen Privatgelehrten F. W. E. Roth (1853–1924) wurde, und Roths Werkverzeichnis nach Wikisource[61] importierte, ahnte ich nicht, wie lange und intensiv mich Roth beschäftigen würde. 2015 kündigte ich in meinem Beitrag „Ferdinand Wilhelm Emil Roth (1853–1924) als Fälscher“, wo auch die etlichen weiteren Artikel zu seinen Fälschungen im Weblog Archivalia verlinkt sind,[62] eine Veröffentlichung zu Roths Meistersinger-Aufsatz 1896 an. Bis auf einen Eintrag über sprachliche Merkwürdigkeiten 2015 („Wie eynmol gar alte mentzische Meistersinger-Acta seynd in böß Verlümbdniß komen“)[63] und eine kurze Andeutung 2021[64] habe ich die Bearbeitung des Themas bis jetzt aufgeschoben. Eine Anfrage von Michael Baldzuhn im Jahr 2023 motivierte mich, mir den Text Roths nochmals genau anzusehen. Da er Müllers Meistersinger-Namen nicht nur in seine Mitteilungen integrierte, sondern auch weiterspann, kann nun aus meiner Sicht der Fälschungsnachweis als erbracht gelten.

In der renommierten Zeitschrift für Kulturgeschichte präsentierte Roth 1896 einen beachtlichen Quellen-Neufund zur Geschichte des deutschen Meistergesangs.[65] Einleitend stellt er eine Neubewertung dieses Phänomens durch die kulturgeschichtliche Forschung fest und ist überzeugt, dass „der Meistergesang in seiner Blütezeit zugleich der Ausdruck der höchsten Entwicklung deutschen Städtelebens war“ (S. 261). Es gereiche ihm zur Freude, die Zahl der Städte, in denen er gepflegt wurde, um das rheinische Mainz zu bereichern und Ungedrucktes zu Nürnberg mitteilen zu können. Roth gibt als seine Quelle einen (heute nicht mehr auffindbaren) Faszikel „Meistersänger zu Mainz“ aus dem Nachlass des Mainzer Generalvikars und Geschichtsforschers Johann Peter Schunck (1744–1814) an. Schunck habe aus einer Handschrift der an mittelhochdeutschen Handschriften reichen Bibliothek des Grafen von Ostein exzerpiert. Obwohl er nach den Maßstäben seiner Zeit vorgegangen sei und nicht klar sei, was er weggelassen habe, handle es sich doch um eine „überaus wertvolle Quelle, ist solche doch bis jetzt das Einzige, was sich über die Mainzer Meistersänger erhielt“ (S. 263). In der Fußnote erwähnt Roth, auch Müller habe in seinem Kurfürsten-Buch S. 24 einiges Material gekannt. Im Handexemplar des Meistersänger-Aufsatzes in seinem Nachlass in der Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt macht Roth zusätzlich auf eine Stelle in Bodmanns Rheingau-Geschichte aufmerksam.[66]

Roth hat die Auszüge Schuncks in die nun folgende Darstellung eingearbeitet, die wörtlichen Abschriften wolle er ganz wiedergeben. Anschließend darf ein Abschnitt über Frauenlob nicht fehlen, wobei Roth einen gewissen Zusammenhang von dessen Gründung einer Dichtervereinigung mit den späteren Meistersingern bejaht. In der Zwischenzeit höre man nur von den Namen hervorragender Dichter, ohne dass man Näheres über sie wisse. Auch der Humanist Jakob Merstetter[67] sei „Freund und Gönner der Mainzer Meistersänger“ gewesen. Diese Formulierung lässt erkennen, dass Roth auch die zuvor genannten Namen als Meistersinger aufgefasst haben wollte. Es handelt sich um Konrad von Kreuznach, Johann von Zuzenhausen, Hans Gutborn um 1410 und am Ende des 15. Jahrhunderts um Niclas Voltz, Peter Spira und Peter Erbach aus Altenhain. Konrad von Kreuznach war ein berühmter Fiedler in Mainz.[68] Ernst Neeb wunderte sich, dass Roth den Eintrag des Domstiftungsbuchs über ihn dem Präsenzlagerbuch der Liebfrauenkirche zuschreibe, was wohl ein Irrtum sei. Roths Angaben über die Frühzeit der Mainzer Meistersinger seien „lediglich Vermutungen oder spätere Kombinationen“.[69] Der Franziskaner Johannes von Zazenhausen verfasste eine deutsche Passionshistorie.[70] Die Angaben zu „Hans Gutborn“ sind doppelt fehlerhaft. Der Verfasser eines Reim-

61 Online: https://de.wikisource.org/wiki/Ferdinand_Wilhelm_Emil_Roth. Dort sind fast allen Publikationen Digitalisat-Nachweise beigefügt.

62 Archivalia vom 1. Oktober 2015 (mit vielen Nachträgen). Online: https://archivalia.hypotheses.org/728. Gedruckt liegt vor: Klaus Graf, Hat F. W. E. Roth (1853–1924) auch Johannes Gutenbergs Todestag gefälscht? In: Reviewing Gutenberg. Historische Konzepte und Rezeptionen (Geschichtliche Landeskunde 76), hg. von Michael Matheus, Heidrun Ochs und Kai-Michael Sprenger. Stuttgart 2021, S. 305–329.

63 Klaus Graf, Wie eynmol gar alte mentzische Meistersinger-Acta seynd in böß Verlümbdniß komen. Archivalia vom 8. Oktober 2015. Online: https://archivalia.hypotheses.org/675.

64 Graf, Gutenberg (wie Anm. 62), S. 318f.

65 Ferdinand Wilhelm Emil Roth, Zur Geschichte der Meistersänger zu Mainz und Nürnberg. In: Zeitschrift für Kulturgeschichte. Neue Folge [= 4. Serie] 3 (1896), S. 261–290.

66 Franz Joseph Bodmann, Rheingauische Altertümer [...], 1. Mainz 1819, S. 429f.

67 Dieter Mertens, Merstetter, Jakob. In: Deutscher Humanismus 1480–1520. Verfasserlexikon 2 (2013), Sp. 213–222.

68 Guter Artikel in der Wikipedia: https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Konrad_von_Kreuznach&oldid=238521271.

69 Ernst Neeb, Der Fiedler Konrad von Kreuznach. In: Festschrift zur Jahrhundertfeier des Gymnasiums und Realgymnasiums zu Kreuznach 1819–1919, hg. von Otto Lutsch. Kreuznach 1920, S. 83–87, hier S. 84.

70 Klaus Graf, Eine unbeachtete Bilderhandschrift der deutschen Passionshistorie des Johannes von Zazenhausen. In: Archivalia vom 22. Mai 2013 (mit Nachträgen). Online: https://archivalia.hypotheses.org/6967.

paarspruchs von 1462 hieß Gutkorn und lebte sicher nicht schon um 1410.[71] Die drei weiteren Namen hat Roth wohl erfunden.

Roth zufolge haben die nach Pfarreien organisierten Mainzer Meistersinger ab 1510 Theaterstücke abwechselnd mit geistlichem und weltlichem Inhalt aufgeführt. 1510 sollen sie die berühmte Geschichte von den 1509 hingerichteten Berner Dominikanern dargestellt haben.[72] Nach dem Auftreten Luthers seien reformatorische Tendenzen bei ihren Aufführungen zu verzeichnen gewesen. Nach der Aufführung von 1532 habe man das Singen allgemein verboten, bis es 1562 zum Wiederaufleben kam. Nur noch in den beiden Pfarreien St. Emmeram und St. Quintin habe es in der Folge eine vereinigte Singergesellschaft gegeben. Das eigentliche Eröffnungsjahr sei aber 1563 gewesen, als man neue Gesetze gemacht habe. Die erneuerte Gesellschaft habe um 1590 ein letztes Aufflackern erlebt (S. 271). Dann ediert Roth „Ordnungen, Satzungen vndt Gewonheiten auch Straffen der beeden Singergeselschafften alhie zu Mentz, so seit unvordencklicher zeyt geordent vndt breuchlich gewest, neu beschrieben“ (S. 271–279). Als Vorspann zur Neugründung von 1562 und deren Normen wird eine Notiz über ein Spiel 1517 und das Ende der Gesellschaft 1535 mitgeteilt. Auf das „Verzeichniss der berühmtesten Mainzer Meistersänger aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts“ (S. 279) ist gleich zurückzukommen. Die Vielfalt der meisterlichen Singpraxis sollte dokumentieren das abschließende Verzeichnis der Töne und Weisen der Mainzer Singschule (S. 279f.), das auch anderweitig unbekannte Töne wie „Die rot Fledermausweis“ oder „Die harig Kratzenweis“ enthält. Im Nürnberg gewidmeten zweiten Teil des Beitrags ediert Roth aus der noch vorhandenen Hs. 207 der Mainzer Martinus-Bibliothek Ordnungen und Aufzeichnungen der Nürnberger Meistersinger aus dem Zeitraum 1560–1607 (S. 281–290).

Bei der Wiedergabe der Liste der Meistersinger gibt Roth an, „einzelne Namen“ fänden sich auch bei Müller S. 100. Roths Liste habe ich durchnummeriert.

[1] *Veit Rosenpusch,* Altarist zu Mainz
[2] *Conrad Jordan,* Altarist zu Mainz
[3] *Claus Hedio zum Thurn*
[4] *Gozo Justenhofer,* Sänger am Dom
[5] *Theodor von Erlenbach* aus Geisenheim, Stadtvogt zu Mainz
[6] *Henrich Spitzbalke,* Thorschreiber am Holzthore
[7] *Henrich Fleyscher,* Holzmesser
[8] *Hennekin zum Lateran,* Canonicus zu U. L. Frauen
[9] *Peter Fischer,* Fruchtmütter
[10] *Steffel Volmar,* Salzschreiber
[11] *Folk Bechtelmonz,* Rechenmeister
[12] *Peter Braun von Idstein,* Stiftsrechner von St. Stefan
[13] *Weigand Spindler*
[14] *Wernher Weyrich,* Phisicus
[15] *Stephan Thuss,* Mehlwieger
[16] *Eberhart zum Eselweck,* Schultheiss
[17] *Berthold zum Eselweck,* Syndicus
[18] *Stephan Hocheymer,* Salzmütter
[19] *Clas Deiling,* Büttel
[20] *Ivo Salzspring,* Pedell

Von den 16 Namen Müllers lässt Roth sechs weg, darunter den des Humelo Reyse, wohl weil ihm der Vorname doch zu suspekt war. Nr. 1 und 5 sind anderweitig bei Müller erwähnt (S. 16, 20). Nr. 5, Theodor von Erlenbach aus Geisenheim, der nach Müller (S. 20) 1546 eine Schrift über Albrecht von Brandenburg verfasst haben soll, ist historisch – wie zu erwarten – nicht zu fassen.[73] Roth macht ihn zum Stadtvogt von Mainz. Bei den Namen nimmt Roth kleinere Änderungen vor. So wird Gostenhofer zu Justenhofer, Klas Dulin, der den Namen einer vornehmen Familie trägt, wird zum Büttel Clas Deiling. Folzo Bechtelmünze heißt bei Roth Folk Bechtelmonz. Nr. 6 macht er zum Torschreiber am Holztor. Neu gegenüber Müller sind ein Kleriker (Nr. 2) und eine Reihe kleinerer landesherrlicher oder städtischer Bediensteter, für die als Berufe angegeben werden: Holzmesser, Fruchtmütter, Salzschreiber, Mehlwieger, Salzmütter und Pedell (Nr. 7, 9, 10, 15, 18, 20). Nr. 12 wird als Stiftsrechner von St. Stefan bezeichnet. Während bei Müller Namen vornehmer Familien genannt werden, hat Roth die soziale Basis etwas nach unten erweitert. Die aus anderen Städten als Träger des organisierten Meistersangs bekannten Handwerker sucht man aber auch bei ihm vergebens. Roth (S. 264f.) sah darin einen Vorteil. Man habe in Mainz „damals schon wie heute“ den Standesunterschied wenig gekannt und so Verbindungen zwischen Elementen geschaffen, die sich andernorts abstießen.

71 Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters. Online: https://www.geschichtsquellen.de/werk/5153.

72 Kathrin Utz Tremp, Warum Maria blutige Tränen weinte. Der Jetzerhandel und die Jetzerprozesse in Bern (1507–1509) (Monumenta Germaniae Historica, Schriften 78,1-2). Wiesbaden 2022 und meine Rezension dieses Buchs, online: https://archivalia.hypotheses.org/141153.

73 Auch nicht bei Wolf-Heino Struck, Geschichte der Stadt Geisenheim. Frankfurt a. M. 1972.

Roth hat also in jedem Fall die Namensliste seiner angeblichen Vorlage mit den Fälschungen Müllers „verunreinigt“. Damit lässt sich aber nicht erklären, wieso er bei Nr. 6 zusätzlich wusste, der von Müller erfundene Henrich Spitzbalke sei Torschreiber am Holztor und Berthold zum Eselweck Syndicus gewesen.

Von dem bei Müller S. 16 erwähnten Altaristen bei St. Quintin in Mainz, Veit Rosenpusch, sagt Roth S. 266, der hier korrekt auf Müller verweist, zusätzlich, dieser habe 1525 ein reformatorisch gesinntes Spiel vom christlichen Leben in der Quintinskirche aufführen lassen. Der Stadtschreiber Michel Leheimer, dem Müller S. 86 Nr. 11 ein (natürlich von Müller selbst verfasstes) Gedicht an Luther 1540 in den Mund legt, wird bei Roth 1531 als Stadtschreibergehilfe wegen antiklerikaler Späße bei einem Zechsingen mit drei Tagen Turmhaft bestraft. Nach dem Hinweis auf das Gedicht bei Müller schreibt Roth scheinheilig: „Ueber seine Lebensverhältnisse ist nichts bekannt“ (S. 266 Anm. 10). Im 15. Jahrhundert war ein Johann Leheimer Richter, aber im 16. Jahrhundert kennt die Mainzer Archivdatenbank keine Angehörigen der Familie mehr.

In der Edition der „Ordnung“ (Roth S. 275) werden zum Jahr 1565 drei Namen aus Roths Meistersinger-Liste als Singmeister oder Merker genannt: Wernher Weyrich Phisicus (Nr. 14), Henrich Fleyscher (Nr. 7) und Götz Justenhofer von Cöllen (Nr. 4). Weyrich und Justenhofer sind Erfindungen Müllers. 1568 gewann Wasmud Schwan den Kranz im Zechsingen (ebenda). Der Name fehlt zwar in Roths Liste, stammt aber aus Müllers Verzeichnis. Ein bei Roth S. 277 zu 1590 genannter Christoph zum Wolf erinnert an Müllers Christian zum Wolf.

Da Müllers Namen-Erfindungen nicht nur in der Liste der Meistersinger, sondern auch im darstellenden Teil Roths mit zusätzlichen Informationen erscheinen und ebenfalls in der Textedition der „Ordnung“ auftauchen, kommt man um den Schluss nicht herum, dass – wie häufig bei Roth – alles erstunken und erlogen ist.

Die Möglichkeit, Roth habe in einen authentischen Text aus dem 16. Jahrhundert Müllers Namen interpoliert, ist keine vernünftige Annahme, obwohl, um es in Juristendiktion zu sagen, „denkmöglich“.

Man mag sich wundern, dass es Roth gelungen ist, bei der Wiedergabe der „Ordnung“ über acht Druckseiten Frühneuhochdeutsch zu fingieren, ohne entdeckt zu werden. Aber zum einen hatte Roth viel Erfahrung mit dem Fälschen auch längerer Texte, und zum anderen lieferte ihm ja die authentische Nürnberger Ordnung eine ausgezeichnete Vorlage, der er das Fachvokabular und die Themen der normativen Texte des Meistergesangs entnehmen konnte. Roth macht selbst auf die Abhängigkeit der beiden Ordnungen aufmerksam und notiert die Entsprechungen in der Edition des Nürnberger Textes. Die Sprache musste er lediglich in das übersetzen, was er für die Mainzer Schreibsprache des 16. Jahrhunderts hielt. Ob ihm dies ohne Anachronismen gelang, muss die Philologie beurteilen.[74]

F. W. E. Roth war kein guter Historiker. Es stellt sich aber die Frage, ob man ihm wirklich unterstellen darf, um den wahren Charakter von Müllers Buch nicht Bescheid gewusst zu haben. Durch die Rezeption von Müllers Fabeleien machte er ja seinen Aufsatz angreifbar, denn ein gründlicher Vergleich mit der Vorlage hätte schon am Ende des 19. Jahrhunderts die Fälschung ohne weiteres entlarven können. Vielleicht wollte Roth, möglicherweise aufgrund einer psychischen Anomalie zwanghaft zum Lügen gezwungen,[75] entlarvt werden? Oder liebte er das Spiel mit dem Risiko?

Aber es ging – bis jetzt – alles gut. Viel zu lange hat die Forschung zu den Meistersingern und zur Theatergeschichte[76] den Erfindungen Roths geglaubt. 1974 argumentierte Günter Mayer gegen Schlussfolgerungen aus Roths Mitteilungen, der zunftmäßige Meistergesang sei aus kirchlichen Bruderschaften hervorgegangen. Aber die Authentizität von Roths Angaben zweifelte er nicht an.[77] Am gründlichsten hat sich dann Christoph Petzsch 1978 in einer Studie über die Kolmarer Liederhandschrift mit Roth auseinandergesetzt.[78] Er steht Roth, dessen „Unkorrektheiten“ er aus dem Lebensbild von Heinz Duchhardt[79] kannte, äußerst kritisch ge-

74 Zu den sprachlichen Merkwürdigkeiten: Graf, Meistersinger-Acta (wie Anm. 63).

75 In diese Richtung argumentiert Graf, Gutenberg (wie Anm. 62), S. 326f.

76 So auch die grundlegende Studie von Eckehard Simon, Die Anfänge des weltlichen deutschen Schauspiels 1370–1530. Untersuchung und Dokumentation (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 124). Tübingen 2003, S. 85–87, 92–96. Rolf Steinbach, Die deutschen Oster- und Passionsspiele des Mittelalters, Köln / Wien 1970, S. 180 formuliert mit Blick auf Roth: „Für keine andere Stadt ist uns solch reges Spielleben bezeugt“.

77 Günter Mayer, Probleme der Sangspruchüberlieferung. Beobachtungen zur Rezeption Konrads von Würzburg im Spätmittelalter. Diss. München 1974, S. 74–78.

78 Christoph Petzsch, Die Kolmarer Liederhandschrift. Entstehung und Geschichte. München 1978, S. 32–42.

79 Heinz Duchhardt, F. W. E. Roth (1853–1924). Ein Beitrag zur nassauischen Gelehrtengeschichte. In: Nassauische Annalen 83 (1972), S. 147–172. Petzsch konnte noch nicht berücksichtigen: Heinz Duchhardt, F. W. E. Roth. Nachträge und Ergänzungen zu seiner Biographie. In: Nassauische Annalen 88 (1977), S. 235–237.

genüber und hält es für möglich, dass Roth Schunks Faszikel, den Petzsch in Mainz und in Roths Darmstädter Nachlass vergeblich gesucht hat, an sich nahm, „um spätere Nachprüfung seiner Darstellung unmöglich zu machen“.[80] Nichts deutet aber darauf hin, dass er damit rechnete, dass Roth die mitgeteilten Quellen erfunden hat. Für die Theateraufführungen und die Singschul-Bruderschaften hat Petzsch in den von ihm durchgesehenen Quellen, darunter auch Mainzer Ingrossaturbücher im Staatsarchiv Würzburg, keinerlei Bestätigung der Angaben Roths gefunden.

Den von Petzsch eingeschlagenen Weg der Kritik hat die Germanistik nicht weiter verfolgt. Bei „allen grundsätzlichen Zweifeln an der Seriosität Roths“, verkündete Horst Brunner im Verein mit Johannes Rettelbach 1985, scheinen die von Roth nach Schunck vorgelegten Dokumente „keine Fälschungen zu sein“.[81]

Bei diesem Stand der Dinge verwundert es nicht, dass Michael Baldzuhn, bester Kenner der Geschichte des Meistergesangs, in einer Darstellung über die deutschen Meistersinger-Gesellschaften 2010[82] und im Historischen Lexikon Bayerns 2018[83] an dem von Roth verbürgten Gründungsdatum der Mainzer Meistersingergesellschaft 1562 festhielt. Aus seiner Kenntnis der von Roth unabhängigen Quellen ergibt sich, wie er mir freundlicherweise aus einer in Arbeit befindlichen Einführung in den Meistergesang mitteilte, keine Bestätigung der Ausführungen Roths. Es sei angesichts der Bedeutung von Mainz für die Traditionsbildung der Meistersinger befremdlich, dass „andernorts nirgends Mainzer Meistersinger mit Gastauftritten belegt sind, obwohl doch zwischen den anderen Städten vielfach hin- und hergereist wird und man sich gegenseitig besucht und austauscht“.[84] Es falle ebenfalls auf, dass Puschmans erste Auflage seines Berichts „Mainz übergeht, erst die zweite von 1584 Mainz berücksichtigt (wie dann später auch das Magdeburger Städteverzeichnis Kalförders von 1618 und das Memminger von 1660)“. Das Material des „Repertoriums der Sangsprüche und Meisterlieder des 12. bis 18. Jahrhunderts“ lasse ebenfalls keine Schlüsse auf eine Meistersingergesellschaft in Mainz zu. Insbesondere die Existenz eines Mainzer Sängers namens Hans Rosengart sei nicht sicher zu erweisen.

In seiner Einführung hat sich Baldzuhn die Mühe gemacht, die über 40 von Roth genannten Töne und Weisen der Mainzer Meistersinger auf ihre möglichen Quellen zu prüfen.[85] Das Ergebnis bietet zusätzlich deutliche Indizien gegen die Authentizität der Mitteilungen Roths.

Da F. W. E. Roth, inspiriert von den Erfindungen Nikolaus Müllers, die Quellen zu den Mainzer Meistersingern gefälscht hat, muss man nunmehr davon ausgehen, dass es in Mainz nie eine Meistersingergesellschaft gegeben hat.

Abschließend stellt sich die Frage, wieso Nikolaus Müller seine Fälschungen in die Welt gesetzt hat. Anders als bei Urkundenfälschungen, denen in der Regel ein klarer rechtlicher Zweck zugrunde liegt, ist die Frage nach dem Motiv bei literarischen Fälschungen[86] sehr viel schwieriger zu beantworten. Bei Müller steht sicher der Mainzer Lokalpatriotismus im Vordergrund. Er wollte die glorreiche Vergangenheit der im 19. Jahrhundert etwas ins Hintertreffen geratenen Stadt weiter ausschmücken. Da ihm für gründliche Recherchen in handschriftlichen Quellen vermutlich Zeit und Lust fehlten und er womöglich befürchtete, nicht fündig zu werden, berief er sich auf erfundene Quellen, um am Beispiel von Frauenlob und den Meistersingern die Mainzer Literaturgeschichte aufzuwerten. Seine berüchtigten „Kurfürsten“ sind eher als belletristisches Werk zu sehen, das heutige wissenschaftliche Leser kaum noch in die Irre führen dürfte. Um sich selbst aufzuwerten, hat der Mainzer Autor zudem mutmaßlich eigene Schriften zitiert, die es nie gegeben hat, und vielleicht auch seine Biographie frisiert. Wie meistens bei Fälschern von Geschichtsquellen darf man daneben das eigene Geltungsbedürfnis nicht unterschätzen, wenn der Autor in der Lage war, neue Dokumente aus dem Hut zu zaubern, die allen anderen unbekannt sein mussten.

80 Petzsch, Liederhandschrift (wie Anm. 78), S. 42.

81 Horst Brunner / Johannes Rettelbach, „Der vrsprung des maystergesangs“. Eine Schulkunst aus dem frühen 16. Jahrhundert und die Kolmarer Liederhandschrift. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 114 (1985), S. 221–240, hier S. 236. 1993 hat Johannes Rettelbach aber doch an der Namensliste Roths Anstoß genommen: Variation – Derivation – Imitation. Untersuchungen zu den Tönen der Sangspruchdichter und Meistersinger (Frühe Neuzeit 14). Tübingen 1993, S. 303f. Anm. 74. Seine Angaben zu Meistersingern geistlichen Standes seien „wahrscheinlich zum Teil falsch“.

82 https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hebis:30-1155257.

83 https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Meistersinger.

84 Zitiert mit freundlicher Genehmigung aus seiner Email vom 1.10.2023, aus der auch das folgende Zitat entnommen ist.

85 Für die Übermittlung des ganzen Mainzer Abschnitts Ende Juni 2024 sei auch hier Herrn Baldzuhn herzlich gedankt.

86 Zahlreiche Materialien sind dazu zusammengestellt in: https://archivalia.hypotheses.org/9580.